

btb

Zutiefst persönliche Erinnerungen und historische Fakten vereinen sich in den Kindheitserinnerungen von Marion Gräfin Dönhoff zu einem ihrer schönsten und ergreifendsten Bücher. Unsentimental und ohne Pathos beschreibt Dönhoff den Kosmos eines großen Adelssitzes inmitten der ostpreußischen Landschaft und beschwört ihre Heimat als etwas in der Erinnerung Unverlierbares, in der Realität aber unwiederbringlich Verlorenes.

MARION GRÄFIN DÖNHOF, geboren 1909 in Friedrichstein/
Ostpreußen, studierte in Frankfurt am Main und Basel.
Seit 1946 hat sie als Ressortleiterin, Chefredakteurin und
Mitherausgeberin die Hamburger Wochenzeitung
»Die Zeit« geprägt. Sie veröffentlichte zahlreiche Bücher und
wurde für ihr schriftstellerischeres Werk vielfach mit Preisen
ausgezeichnet. Marion Gräfin Dönhoff verstarb im März 2002
im Alter von 92 Jahren.

Marion Gräfin Dönhoff

Kindheit
in Ostpreußen

btb

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

24. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe März 1998,
btb Verlag in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright © 1988 by Wolf Jobst Siedler Verlag, München
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, München

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagmotiv: Isaak Lewitan

Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

MK · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-72265-5

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/penguinbuecher

Inhaltsverzeichnis

Friedrichstein	7
Besuch von Hindenburg	14
Gescheiterter Schulbesuch	17
Der Vater	28
Die Mutter	42
Drei getreue Freunde des Hauses	48
Ehre und Privilegien	57
Besuche von lieben Verwandten	65
Viele Verbote – ebenso viele Übertretungen	75
Die eigentlichen Lehrmeister	83
Selbstversorgung auf allen Gebieten	94
Im Rhythmus der Jahreszeiten.	103
Steinort – »die große Wildnis am See«	116
Die Preyler Lehndorffs	131
Ferien: am schönsten zu Haus.	141
Das Pferdeparadies Trakehnen	148

Sitten und Pflichten	154
Vom Ursprung des Großgrundbesitzes	158
Pest und Krieg verwüsten die Güter	167
Wie aus deutschen Dönhoffs polnische wurden	175
Friedrichstein wird Fideikommiß	185
Einiges über den Adel	192
Aufwendige Repräsentation – karger Alltag	199
Das Ende des unbekümmerten Daseins. . . .	210

Friedrichstein

Die Kinder meines gefallenen Bruders hatten ein Spiel erfunden, dessen Stichwort lautete: »Wie viele Händedrücke bist du entfernt von ...?« Dann mußte man den Namen irgendeines bekannten, wenn möglich berühmten Menschen nennen, der in – vorzugsweise historisch – weiter Ferne gelebt hatte.

Ich war in der Lage, alle anderen Spieler aus dem Felde zu schlagen, weil mein Vater vierundsechzig Jahre alt war, als ich geboren wurde, und dessen Vater bei seiner Geburt achtundvierzig. Mit anderen Worten, das Geburtsjahr meines Großvaters war das Jahr 1797, was für den spezifischen Zweck unseres Gesellschaftsspiels natürlich große Vorteile mit sich brachte.

Er, der Großvater, war Diplomat gewesen, kurze Zeit einmal auch Außenminister, ein weltläufiger, gebildeter Mann, mit den Künstlern und Wissenschaftlern seinerzeit gut bekannt, so daß ich unschwer beweisen konnte, daß mich nur drei Händedrücke von Humboldt, Schadow, Rauch oder Goethe trennten.

Vielleicht ist mir erst durch dieses Spiel, das die eigene Geschichte so augenfällig deutlich macht, bewußt geworden, wie weit zurück meine unmittel-

bare, mich bestimmende Vergangenheit reicht. Übrigens nicht nur in schlichter Distanz, sondern auch hinsichtlich der soziologischen und kulturellen Urschichten, bis zu denen sie zurückgeht. Die Ausläufer des *Ancien Régime* berührten gerade noch die Schwelle meiner Kinderstube, denn im Grunde war Deutschland bis zum Ende des Ersten Weltkrieges – damals war ich noch nicht zehn Jahre alt – eine halbfeudale Gesellschaft.

Dies läßt sich schon an dem Einfluß ablesen, über den der Adel in der Verwaltung und der militärischen Hierarchie damals noch verfügte: Bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges waren alle Kommandeure der achtzehn preußischen und deutschen Armeekorps Adlige. Noch gegen Ende der Monarchie waren von den dreizehn Oberpräsidenten der preußischen Provinzen – also den höchsten Verwaltungsbeamten – elf adelig. Alle Botschafter – es gab damals nur neun, denn nur in den wichtigsten Staaten war das Deutsche Reich durch Botschafter vertreten – gehörten dem Adel an, und von den achtunddreißig Gesandten, die die Wilhelmstraße in den kleineren Ländern repräsentierten, waren nur vier bürgerlich.

Einer von ihnen war Ulrich Rauscher, Chef der diplomatischen Vertretung in Warschau. Ein Onkel von mir war ihm 1922 als Legationsrat zugeteilt, und ich erinnere mich, daß ernsthaft diskutiert wurde, ob dieser, nicht dem Adel angehörende Ge-

sandte wirklich in der Lage wäre, alle Nuancen dieses Metiers, einschließlich Tradition, Stil und Takt, voll zu beherrschen.

Man sieht, es sind immer die von Interessenten bewußt oder unbewußt geschaffenen Vorurteile, die das Vorstellungsvermögen der Menschen beherrschen. So hätte sich bis zum Beweis des Gegenteils zu jener Zeit auch niemand vorstellen können, daß Juden eines Tages glänzende Soldaten und vorzügliche Bauern sein würden. Es sind eben nicht die Fakten, die in der Geschichte entscheidend sind, sondern die Vorstellungen, die sich die Menschen von den Fakten machen.

Meine älteren Geschwister waren bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges schon in denkendem Alter, sie waren darum für mich eine Art Bindeglied vom »früher« zur neuen Zeit. Die neue Zeit, meine Zeit, begann also mit dem Ende der Monarchie und dem beginnenden demokratischen Zeitalter. Die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg – auch wenn sie noch nicht fern war – kannte ich nur aus Erzählungen.

Besonders plastisch wurde sie mir durch einen Absatz, den ich in den Jugenderinnerungen Otto von Hentigs fand. Der Diplomat Otto von Hentig, berühmt durch seine abenteuerliche »Reise ins verschlossene Land«, die er 1915 im Auftrag des Auswärtigen Amtes nach Afghanistan unternahm, ist der Vater des bekannten Pädagogen Hartmut von Hen-

tig. Otto von Hentig, geboren 1886, beschreibt in seinen Erinnerungen einen Besuch der Familie Hentig in meinem Vaterhaus Friedrichstein:

»Es war wohl im Sommer 1902, als wir zum zweiten Mal das damals noch in größtem Stil geführte Schloß besuchten. In Königsberg holte uns ein Rapen-Viererzug ab und ein ihn begleitender Gepäckwagen. Die Eltern bekamen wieder die Königsstuben, also die Räume, die für die preußischen Könige bestimmt waren, wenn sie Ostpreußen besuchten. In ihnen hatten schon Friedrich Wilhelm I., dann der Alte Fritz und Friedrich Wilhelm II. und IV. gewohnt. Uns Kindern waren die dazugehörigen hinteren Räume angewiesen.

Unmittelbar, nachdem Graf August die Morgenandacht mit etwa zwanzig zum Teil sehr anziehenden jungen, sämtlich rosa uniformierten Hausmädchen sowie dem ersten, zweiten und dritten Diener abgehalten hatte, kam auf einer riesigen Silberplatte das exzellente Frühstück. Jeden Abend dann Diners in großer Toilette mit Gästen aus der Umgebung und aus Königsberg, außer den ständigen Besuchern aus Diplomatie, Hoch- und Geistesadel.«

Bis auf die Anzahl der Stubenmädchen, die, wie mir scheint, in Otto Hentigs Erinnerung ins Überdimensionale gewachsen ist, habe ich einiges davon als Kind doch noch erlebt: den Viererzug etwa oder die

Morgenandacht, nur daß diese zu meiner Zeit von meiner Mutter und nicht mehr vom Vater gehalten wurde. Es gab auch noch den ersten Diener mit Namen Kadow, sehr würdig im schwarzen Anzug oder Frack, die beiden nachgeordneten in hellen, gestreiften Leinenjacken oder, zu feierlichen Gelegenheiten, in schwarzen Escarpins mit roten Kniestrümpfen und Schuhen, die mit Silberschnallen ausgestattet waren, sowie einem frackähnlichen Gegenstand als Jacke. Die sechs Stubenmädchen, die es in meiner Kindheit noch gab, trugen in der Tat einheitliche, rosaweiß gestreifte Kleider; die drei Küchenmäd-



Schloß Friedrichstein, 1709–1714 erbaut, gehörte zu den drei kunstgeschichtlich bedeutendsten Schlössern Ostpreußens. Der Stuck der repräsentativen Räume ist 1750 in reinem Rokoko von Italienern angefertigt worden.

chen hingegen waren von dieser Livrierungs-Lust ausgeschlossen.

Überhaupt wurde die Hierarchie auf den unteren Rängen genauso streng eingehalten wie unter den Würdenträgern bei Hof. Nie hätte die Köchin mit den Küchenmädchen oder die Kastellanin, Fräulein Schikor, die den Hausmädchen vorstand, mit diesen zusammen gegessen; Köchin und Kastellanin saßen in einem Extrazimmer an einem Tisch, zu dem nur noch die Jungfer meiner Mutter Zutritt hatte und gegebenenfalls ein unverheirateter Adjunkt des Inspektors, der sogenannte Eleve. Die drei Kutscherjungen, die der Oberkutscher unter sich hatte, aßen ebenfalls im Schloß, aber auch sie hatten einen Tisch für sich – allerdings nur in einem Durchgangsraum.

Die Hausmädchen und Kutscherjungen kamen alle aus dem Dorf oder, wie die Leute sagten, aus der Grafschaft, also von einem der dazugehörigen Güter. Daß sie in so großer Zahl vorhanden waren, hing damit zusammen, daß es damals noch sehr wenig Industrie gab, also die Chance, in der Stadt Arbeit zu finden, gering war; außerdem wurde natürlich der Dienst im Schloß dem in der Landwirtschaft vorgezogen – man drängte sich danach. Auch wenn der Lohn nicht hoch war, fiel der Vorteil, eine leichte Arbeit zu haben, Wohnung, Kleidung und Essen zu erhalten, doch entscheidend ins Gewicht.

Es war eben, verglichen mit heute, eine noch weitgehend bargeldlose Wirtschaft. Auch die Landarbeiter bekamen den größten Teil des Lohnes in Naturalien: Wohnung, Brennholz, Getreide zum Brotbacken und zur Schweinemast, ferner Milch oder freie Kuhhaltung und eine bestimmte Fläche zum Anbau von Kartoffeln. Kartoffeln spielten im ländlichen Leben in vielerlei Weise eine große Rolle.

Für mich war es das größte Vergnügen, im Herbst Meister Klein, dem Tischler, oder irgendeinem anderen unserer besonderen Lieblinge beim Kartoffelgraben auf seinem Ackerstück zu helfen. Der schönste Moment dabei war, wenn am Schluß das trockene Kartoffelkraut, in großen Haufen aufgeschichtet, angezündet wurde und allenthalben graue Rauchschwaden wie Opferfeuer über das Land zogen. Dann ergriff einen die ganze unaussprechliche, nicht auslotbare Wehmut des Herbstes. Noch heute, wenn ich im Osten ein solches Bild sehe, kommt mir der Vers Rilkes in den Sinn: »Magst Du auch sein weit über Land gefahren, fällt es Dir doch nach Jahren stets wieder ein.«

Besuch von Hindenburg

Meine vier ältesten Geschwister – zwei Brüder und zwei Schwestern – waren acht bis zehn Jahre älter als ich. Mein ältester Bruder hatte als siebzehnjähriger Freiwilliger noch einen Teil des Ersten Weltkrieges mitgemacht. Von den drei jüngeren war ich die jüngste: vor mir ein drei Jahre älterer Bruder, Christoph, sowie eine kranke Schwester, für die es eine eigene Pflegerin gab.

Meine eigene Erinnerung an den Ersten Weltkrieg beschränkt sich auf einen Besuch Hindenburgs, der 1916 eine Woche Urlaub in Friedrichstein machte. Als die Russen zu Beginn des Krieges, gleich im August 1914, in Ostpreußen eingefallen waren, hatte man uns Kinder zur Schwester meiner Mutter geschickt, die in Sachsen mit einem Herrn von Hellendorff verheiratet war. Wir wurden erst zurückgeholt, nachdem Hindenburg in der Schlacht bei Tannenberg die Russen wieder aus Ostpreußen vertrieben hatte.

Diese Schlacht wurde sehr rasch zu einem Mythos; es hieß, die russische Offensive sei in den marsurischen Sümpfen steckengeblieben – ich sah die Russen festgewurzelt im Moor stehen, und natür-



Im Jahr 1916 verbrachte Feldmarschall von Hindenburg eine Woche Urlaub in Friedrichstein. Meine Mutter und »der Sieger von Tannenberg« vor der Kirche in Löwenhagen.

lich taten sie mir sehr leid. Der Heros der Schlacht war der von vielen Legenden umrankte siegreiche Feldherr General von Hindenburg.

Als er nach Friedrichstein kam, war ich recht enttäuscht, daß er so gar nicht dem Bild entsprach, das ich mir von ihm gemacht hatte. Er war groß und schwer, ging ziemlich steif mit merkwürdig kurzen Schritten und glich mit seinem Schnurrbart eher einem Nußknacker, wie ich ihn einmal in einem Bilderbuch gesehen hatte, als jenem göttergleichen Helden meiner Vorstellung. Hindenburg hatte 1911 seinen Abschied genommen, und man erzählte, er sei im August 1914 – siebenundsechzigjährig – so überraschend wieder geholt worden, daß er nicht einmal eine feldgraue Uniform hatte, sondern in einer Art Litevka in Ostpreußen angereist kam.

Tannenberg war offenbar die einzige Kesselschlacht des Ersten Weltkrieges; damals wurden neunzigtausend Gefangene gemacht. Es muß in der Tat eine geniale Leistung gewesen sein; von den acht vorhandenen deutschen Armeen waren nämlich sieben sogleich im Westen eingesetzt worden, so daß für Ostpreußen nur eine einzige Armee zur Verfügung stand, die den vielfach überlegenen russischen Heerscharen standhalten mußte.

Gescheiterter Schulbesuch

Es war eine große Familie, die täglich bei Tisch zusammensaß. Groß vor allem deshalb, weil alle Kinder zu Hause unterrichtet wurden. Also gab es Hauslehrer, Erzieherinnen und eine Französin. Ferner für meinen Vater eine Sekretärin und als Dauergast eine Freundin meiner Mutter, die sich zu unserem Ärger bemüßigt fühlte, ständig Verhaltensregeln von sich zu geben. Sie war ein humorloses, älteres Fräulein von Zedlitz, die überall ihre Nase hineinsteckte.

Edith Zedlitz war – wohl inspiriert durch den Krieg – auf äußerste Sparsamkeit bedacht. So durften wir nicht gleichzeitig Butter und Marmelade aufs Brot streichen; auch war sie sehr erfinderisch in bezug auf jeglichen »Ersatz«. Ersatzkaffee wurde aus Eicheln gefertigt, die wir sammeln mußten. Glanzruß, der aus einem bestimmten Kamin gekratzt wurde, diente als Grundstoff für Schuhwischse, und Seife wurde aus weiß der Himmel was für Rückständen gekocht.

Man kann sich heute gar keine Vorstellung von der allgemeinen Armut jener Zeit nach dem Ersten Weltkrieg machen: Städter kamen mit Rucksäcken aufs Land, um auf den Feldern einzelne Ähren zu

sammeln, die beim Abernten liegengeblieben waren, und die sie dann zu Hause auf umständliche Weise erst »dreschen« und dann mahlen mußten, um schließlich das Ergebnis backen zu können. Die Dorfleute trugen für gewöhnlich Holzpantinen, nur am Sonntag zum Kirchgang wurden die Schuhe herausgeholt, die aber häufig erst vor dem Kirchdorf angezogen wurden; auf dem Nachhauseweg wurden sie ebenfalls in der Hand getragen, um sie zu schonen. Auch bei uns wurde an allem gespart. So fuhren wir nie zweiter Klasse in der Eisenbahn – an erste war ohnehin nicht zu denken –, sondern stets in der ungepolsterten dritten, selbst auf so langen Strecken wie der von Königsberg nach Berlin.

Nach 1918 erweiterte sich die Runde am Eßtisch noch um zahlreiche Personen, weil ständig russische Emigranten und baltische Flüchtlinge auftauchten. Die meisten verschwanden bald wieder, nur die Familie des Fürsten Lieven blieb für Jahre bei uns. Sie bestand aus dem stillen, vornehmen Familienoberhaupt, seiner nervösen, leicht verrückten, aber höchst amüsanten Frau und fünf Kindern: Egon, Sigrid, Nicol, Marieluise, Joachim. Mit Ausnahme von Joachim habe ich sie alle aus den Augen verloren.

Sein Schicksal war übrigens besonders tragisch. Als ich während des Zweiten Weltkrieges die Verwaltung der Güter führte, war es mir gelungen, ihn immer wieder vom Militärdienst freistellen zu lassen,

weil die Behörde einsah, daß er als einzige männliche Hilfskraft – meine Brüder befanden sich im Krieg – unentbehrlich war. Aber im letzten Kriegsjahr stach auch dieses Argument nicht mehr: Er wurde eingezogen und, ohne daß man Widerspruch geltend machen konnte, ausgerechnet einer Waffen-SS-Einheit zugeteilt. Für den ferventen Anti-Nazi ein schwerer Schicksalsschlag. Sein letzter Brief kam im Januar 1945 aus der Nähe von Kolmar; dann hat man nie wieder etwas von ihm gehört.

Für die älteren Geschwister waren Hauslehrer, Erzieherinnen und Sprachkundige engagiert worden. Dies galt auch noch für meinen drei Jahre älteren Bruder, der, noch ehe er Deutsch lernte, Französisch sprach; von ihm, der von den älteren Geschwistern genauso malträtiert wurde wie ich, ist der vielsagende Satz überliefert: *»Oh, comme je suis malheureux dans cette maison.«*

Zu meiner Zeit hatte sich das Bild total verändert, sei es, daß die Situation der Nachkriegszeit dies gebot, sei es, daß beim siebten Kind das Interesse einfach erlahmt war. Jedenfalls wurde meine Erziehung mehr oder weniger dem Zufall überlassen. Mal gab mir die Sekretärin meines Vaters beiläufig Unterricht, mal einer der jungen Balten oder eines der älteren Geschwister. Etwas Brauchbares konnte dabei natürlich nicht herauskommen.

Schließlich wurde eine Wohnung in Königsberg